Wenn die Seele Trauer trägt
Vom Umgang mit Sterben und Tod (Bullinger)

1. Thessalonicher 4, 13-14+17-18 -
Predigt Totensonntag 2001

Wir wollen euch aber, liebe Schwestern und Brüder, nicht im Ungewissen lassen über die, die entschlafen sind, damit ihr nicht traurig seid wie die anderen, die keine Hoffnung haben. Denn wenn wir glauben, dass Jesus gestorben und auferstanden ist, so wird Gott auch die, die entschlafen sind, durch Jesus mit ihm einherführen. [Es folgt die konkrete Beschreibung in den damaligen Vorstellungen, und die zielt auf die Feststellung:]
... so werden wir bei dem Herrn sein allezeit.
So tröstet euch mit diesen Worten untereinander.
Liebe Gemeinde,
manchmal ist der Tod ja absehbar wie bei Tanjas Oma: nach dem Schenkelhalsbruch kam noch der Schlaganfall und dann hatte sie fast vier Monate zu Hause als Pflegefall gelegen. Sogar ihr Zimmer musste Tanja räumen, weil die Oma da rein sollte. Der Arzt hatte zu Tanjas Mutter gesagt: "Es gibt keine echte Perspektive für Ihre Mutter." Und das hatten sie dem Opa schonend beigebracht: "Der Arzt glaubt nicht, dass es mit ihr wieder etwas wird." Aber der Opa hat es nicht wahrhaben wollen. "So schnell gibt Emmi nicht auf ...", hatte er gesagt. "Aber die Aussichten sind wirklich düster ...", widersprach die Mutter.
Dann ist die Oma gestorben. Tanja fand das gar nicht so schlimm, und das findet sie schrecklich, weil sie eigentlich richtig traurig sein müsste, aber nun war die Oma doch schon so lange krank gewesen. Tanja wusste nicht, was sie ihrem Opa sagen soll, wenn sie ihn zum erstenmal trifft. Als dieser Moment kam, fing er an, hatte Tränen in den Augen, und meint: "Tanja, der Oma geht's jetzt gut. Im Himmel geht ihr's besser als bei uns."
Tanja war erleichtert.
Das gibt es wirklich, dass der Tod eine Erlösung ist. Aber das sollen die Betroffenen, die Trauernden selbst sagen. Andere können diese Sicht nicht nahelegen, sonst können Trauernde tief verletzt werden. Man sagt: "Das Leben geht weiter." Aber in den Zurückbleibenden schreit es: "Siehst du denn nicht, dass das Leben aufgehört hat?" Es ist schwer, zu trauern. Schwer ist es auch, zu trösten. Manchmal weiß man einfach nicht, was man sagen kann. Es gibt Augenblicke, da ist es am besten, man sagt nichts, und zeigt durch den Händedruck: "Ich denke an dich."
Trotzdem kann es in der Trauer geschehen, dass jemand Trost findet. Der tiefste Grund dafür ist die Hoffnung. Wie gesagt, ob die immer zu vermitteln ist, steht auf einem anderen Blatt. Aber Paulus schreibt davon, dass wir darauf zugehen, bei unserem Herrn zu sein allezeit. Was für eine Perspektive! Die Trauer bekommt ein anderes Gesicht. Ich betone seinen Satz daher so: *damit ihr nicht traurig seid* [in gleicher Weise] *wie die anderen, die keine Hoffnung haben.* Die Hoffnung umschließt die Trauer.
... so werden wir bei dem Herrn sein allezeit. Darauf gehen wir zu. Und in diesem Sinn vertrauen wir darauf, dass unsere Verstorbenen es gut haben, wie Tanjas Oma. Mit Tränen in den Augen hat ihr Opa gesprochen, aber es sind keine trostlosen Tränen. Wer aus dieser Hoffnung lebt, ist anders traurig.
Diese Hoffnung trägt uns aber auch, wenn wir daran denken, dass wir selber einmal sterben müssen. Angesichts des Todes bleibt unsere Unwissenheit nicht gleich Ungewißheit. Wer eine Hoffnung angesichts des Todes hat, wird versöhnt mit dem Leben hier. Wir haben im Psalm gebetet mit unserem Gott dem Herrn, *unsere Zuflucht für und für.* Mit der Hoffnung auf seine ewige Welt leben wir unsere Tage, die uns in diesem Leben geschenkt sind, und vertrauen auf den freundlichen Gott, daß er *fördere das Werk unserer Hände bei uns.* Wer eine Hoffnung hat, die über den Tod hinausreicht, der kann sein Leben hier und jetzt mutig anpacken.

Können wir diese Hoffnung inhaltlich füllen? Was können wir denn von dem Leben nach dem Tod sagen? Paulus beschreibt nicht, wie es jenseits aussieht. Das können wir nicht, es würde unsere Vorstellung, unser Denken sprengen. Es ist wie beim ungeborenen Kind im Mutterleib. Es kann sich nicht vorstellen, wie das Leben nach der Geburt aussieht. Selbst wenn es unsere Sprache verstehen könnte - alle unsere Beschreibung würde ihm unsere Welt nicht erklären. Oder, ein anderes Bild:

wenn wir nur das Getreidekorn kennen würden und nicht, was daraus wachsen kann - wie könnten wir es ahnen? Vom Korn allein käme doch niemand auf die Idee, daß daraus Grashalm und Ähre wächst. Dieses letzte Bildwort vom Korn benützt Paulus an anderer Stelle. Er hofft auf das neue Leben, das Gott wachsen läßt. 1. Korinther 15: *Was du säst, ist ja nicht der Leib, der werden soll, sondern ein bloßes Korn, sei es von Weizen oder etwas anderem. Gott aber gibt ihm einen Leib, wie er will, einem jeden Samen seinen eigenen Leib.* Unser Leben hier ist der Same, das Korn, aus dem Gott Neues wachsen läßt. Sage niemand, auf den Samen - übertragen: auf das Leben hier käme es nicht an! - Wie das Weizenkorn in die Erde fällt und sterben muß, daß das Neue wachsen kann, so kann es auch für uns keinen direkten Weg in Gottes neues Leben geben. Aber wie aus dem *einen* Samen die bestimmte Pflanze wächst, so hoffe ich, daß Gott mir, uns allen in seiner ewigen Welt das Leben neu schenkt. In diesem Sinn hoffen wir auf das neue Leben, auf den neuen Leib. Er trägt unseren Namen. Aber die Frucht, das ewige Leben, sieht unvergleichlich anders aus als der Same. Die Verbindung zwischen Gesätem und Erwecktem liegt im Wunder der Schöpfertreue Gottes.
Martin Luther hat es einmal in einer Predigt so gesagt: "Die Auferstehung der Toten ist abgemalet in allen Kreaturen, im Korn und in den Bäumen. Wenn Menschen begraben werden, sollen wir denken: da geht ein Korn in die Erde. Über den Friedhof können wir sagen: da liegt ein Haufen Körner Gottes, die er gesät und gestreut hat. Es heißt nicht gestorben und begraben, sondern auf himmlisch deutsch und recht: gesät. Geh im Winter in den Garten: es ist alles rein tot. Aber nach Ostern grünt's und blüht's, da ist Leben, Frucht und Freude. Ich werde auch begraben und stehe im kalten Winter, aber ich erfahre ein Grünen und Blühen. Wir alle sind unsres Gottes Saat."
Wenn wir uns an unsere Lieben erinnern, können wir das verbinden mit unserer Hoffnung.
Aber bei alledem gibt es schwere Tage. Tage, an denen wir meinen, das Licht der Hoffnung sei gar am Erlöschen. Die Zeiten der Trauer sollen wir nicht einfach verfdrängen, sondern durchschreiten. Wie schwer dies sein kann, wissen manche unter uns gar zu gut. Ich möchte noch erzählen von einem Mann, dem Adlerwirt in einem Dorf, der durch einen schrecklichen Unfall Frau und Kind verloren hatte. Jeden Tag ging er zum Friedhof und kam nicht über die schlimme Geschichte hinweg. Die Bemühungen der Dorfbewohner waren umsonst, er blieb verschlossen und verweigerte jeden Kontakt. Mit der Zeit wurde gar manches Sonderbare über ihn erzählt. Und wer ihm auf dem Friedhof begegnete, ging ihm ängstlich aus dem Weg.
Um Allerheiligen und in der Woche vor Totensonntag richteten die Dorfbewohner die Gräber; durch nichts war die versteinerte Miene des Adlerwirts aufzuhellen.
Am Totensonntag trauten die Dorfbewohner ihren Augen und Ohren nicht. Schon morgens vor dem Gottesdienst waren Türen und Fenster beim Gasthaus Adler, die über Wochen verschlossen gewesen waren, weit geöffnet. Feierliche Musik war zu hören, und eine Blumenvase stand auf dem Fensterbrett. Zum erstenmal war der Adlerwirt wieder im Gottesdienst, und für den Abend dieses Tages lud er ein in seine Gaststube. Er hatte heißen Punsch vorbereitet, begrüßte die Leute, wie früher, und die Stube wurde voll. Niemand konnte die Veränderung erklären, und die Menschen warteten darauf, dass er selbst etwas dazu sagen würde.
Zu fortgeschrittener Stunde erhob er sich und begann: "Freunde, ich habe euch nicht nur hergebeten, um Abnehmer für meinen heißen Punsch zu finden. Ich hoffe, er schmeckt euch. Aber ihr seid natürlich auch gekommen, um zu erfahren, was es mit mir und meinem Verhalten auf sich habe und was mir zugestoßen sei.
Ihr wißt, dass mich der Tod meiner lieben Frau und meiner kleinen Tochter aus dem Gleis geworfen hat. Ich mochte nicht mehr leben und konnte noch nicht sterben. Alle Gedanken kreisten um diese zwei Menschen, die nicht mehr bei mir waren. Ich suchte ihre Nähe auf dem alten Friedhof. Aber ich fand dort nicht mehr als die Nähe von Toten. Was da tot war, wünschte ich mit allen Kräften und Sinnen ins Leben zurück; und was lebte, verwünschte ich bis zum Tod. Wie oft und wie lange ich bei der Grabstätte gestanden und auf die Buchstaben gestarrt habe, die die Namen bilden, weiß ich nicht. ... Ich hatte das Gefühl, die Blumen pflegen und schützen zu müssen, die auf dem Grab waren, damit sie nie welken und absterben würden. Denn mit dem Tod der Blumen, so schien es mir, starben meine Lieben noch einmal.
Ich war viel allein auf dem alten Friedhof, Stunden und Tage. Die Vögel, die sich nähertrauten, scheuchte ich davon, und die Karnickel, die es auf dem Friedhof gab, huschten zwischen den Baumstämmen und Grabsteinen hin und her, trauten sich aber nie in meine Nähe.
Dann wurde es Herbst. Die Buchenblätter färbten sich, und braune Kiefernadeln rieselten auf die Grabblumen. Ich bemühte mich, sie aufzusammeln, weil ich keine Zeichen des Todes bei den Blumen dulden mochte, und als die Herbstblätter herabsegelten, geriet ich beinahe in Panik, weil ich spürte, dass etwas im Gange war, das aufzuhalten ich keine Macht hatte.
Endlich kam die Woche vor diesem Totensonntag, und ich erlebte fern wie in einem Traum, dass Menschen aus dem Dorf den alten Friedhof besuchten und die Gräber richteten. Ich fühlte mich wie gelähmt und vermochte keine Hand zu regen.
Als ich gestern in der Frühe den alten Friedhof aufsuchte und an den Gräbern meiner Frau und

meines Kindes hielt, erschrak ich furchtbar. Alle Blüten der Grabblumen waren verschwunden. Nur kahle Stängel ragten höhnisch aus dem Moos. Ich verfluchte den Schändlichen, der so eine Tat verübt hatte, und fühlte, wie mir Tränen des Zorns und der Verzweiflung übers Gesicht liefen. Auch in den Wochen vorher hatte ich mich nie so verloren empfunden wie in diesem Augenblick. Es war wie ein Untergang.
Zu allem Überfluss bemerkte ich, als ich den Blick ein wenig hob, dass die Inschriften auf dem Grabstein über und über bekleckert waren mit Vogelkot. Ganze Buchstaben waren zugedeckt davon. Ich nahm einen Stein in die Hand und hielt Ausschau nach den Elstern, die ich nur zu gern zu Tode getroffen hätte, um mich an ihrer Schamlosigkeit zu rächen. Aber die Vögel blieben verborgen in den Bäumen, sie narrten und reizten mich bloß mit ihrem Krächzen. Stattdessen hoppelte plötzlich ein Karnickel über den Weg, machte Männchen und schaute zutraulich zu mir herüber. 'Du warst es!' schoss es mir durch den Kopf. 'Du hast die Blüten vom Grab gefressen und nichts als trostlose Stängel übriggelassen', und in neu aufwallendem Zorn schleuderte ich den Stein, den ich noch in der Hand hielt, nach dem armen Tier, das nicht flüchtete, als erwarte es willig seine Hinrichtung.
Es gab erst einen dumpfen Schlag, als der Stein den Körper des Tieres traf, dann einen kläglichen Laut. Das Karnickel tat einen bizarren Sprung, stürzte auf die Marmorfassung eines Grabes, wand sich und schlug mit den Beinen. Mir war es auf einmal, als ob ich aus tiefer Umnachtung erwachte. Ich lief hin zu dem Tier, das nicht mehr die Kraft hatte, sich aufzuraffen und fortzulaufen. Es lag da und zuckte und sah mich aus ängstlichen, brechenden Augen an. Ich kniete nieder neben ihm, streichelte über das Fell und den zitternden Leib, liebkoste den Kopf zwischen den langen Ohren und ich fühlte mich kläglich, unsagbar kläglich. Doch war gerade jetzt etwas neu erwacht in mir, ein Empfinden und ein Schmerz mit dem armen Tier, das ich in blindem Zorn zu Tode gebracht hatte. Es war nicht mehr lauter Stein in mir, kalter harter Stein, es gab auch neue Zeichen von Leben.
Kurze Zeit später starb das Karnickel, und ich begrub es am Rande des Friedhofs im nahen Wald ... Dann schritt ich zurück zur Grabstelle, um den Stein zu säubern und die Inschrift wieder lesbar zu machen. Nur mit dem Taschentuch wollte es nicht gelingen. Ich ging zum Brunnen, füllte Wasser in eine Kanne und versuchte es noch einmal. Der Schmutz ließ sich nun leicht entfernen, und die Namen meiner Lieben erschienen deutlich, als seien sie eben erst hingesetzt worden, dazu die Daten ihrer Geburt und ihres Todes. Darunter las ich den Satz:
"Wir werden bei dem Herrn sein allezeit." (1. Thes. 4,17b)
Meine Augen waren auf einmal von diesen Worten wie gefesselt. Ich las sie wieder und wieder, als hätte ich sie nie zuvor vernommen und als seien sie vor allem nie in diesen Grabstein gemeißelt worden. Ich konnte mich nicht erinnern, Auftrag gegeben zu haben, dass diese Worte unter die Namen meiner Frau und meines Kindes gesetzt werden sollten, und ich hatte auch keine Ahnung, wer es statt meiner veranlasst haben sollte.
Aber nun standen sie da, diese Worte, und ich sah sie wie eine Offenbarung, die mir galt, mir persönlich und genau an diesem Tag und in diesem Augenblick. Ich spürte die tiefe Hoffnung: *"Wir werden bei dem Herrn sein allezeit."* Hatte ich nicht in der halb verzweifelten, halb wütenden Überzeugung des Gegenteils gelebt als einer, der jeden Funken Hoffnung austrat, und in dem jede offene Perspektive verbaut war, so dass nur Leere und Tod übrigblieb? Ich hatte das Leben gehasst und weggeworfen, weil es nichts mehr zu enthalten schien, was lebenswert sein konnte, und ich hatte mich hinabsinken lassen in die Trostlosigkeit wie in eine Gruft. Jetzt, an diesem Morgen, unmittelbar vor dem Totensonntag, wurde mir klar: Ich war nicht allein überzeugt, dass die Hoffnung und die Liebe tot waren in mir. Ich war auch ausgezogen, sie abzutöten in mir.
"Wir werden bei dem Herrn sein allezeit." Diese Hoffnung ist stärker als unsere Verzweiflung und unsere Lust, sie aus unserem Leben zu verbannen. Sie ist stärker als der Tod und als unser Wille zu töten. Gott sei Dank.
Als ich das arme Karnickel zu Tode getroffen hatte, brach etwas auf in mir, was ich vorher aus Trauer und Elend bloß verschließen und zubetonieren wollte. Ein Mitleiden war's, nicht einmal mit einem Menschen, nur mit einem Tier. Aber eine Regung des Herzens. Lebendiges da drinnen in mir, wo ich längst alles für tot und starr gehalten hatte.
Die Trauer um meine Frau und mein Kind ist nicht vorüber. Aber sie zerstört mich nicht mehr. Ich hatte gedacht, die Trauer sei so groß, dass von ihr alle Hoffnung, alle Liebe, alles Leben verschlungen und erstickt werden müsse. Aber es ist nicht wahr. *"Wir werden bei dem Herrn sein allezeit."* Die Hoffnung ist größer, und sie kann die Trauer aufnehmen und bei sich ruhen lassen wie eine gute Mutter ihr krankes Kind."
Mit diesen Worten schloss der Adlerwirt. Die Dorfbewohner beobachteten, dass er auch weiter den alten Friedhof regelmäßig besuchte. Er harkte die Erde und pflanze Blumen und reinigte die Inschrift auf dem Grabstein. Manchmal tat er es mit Tränen in den Augen, aber was er tat, war immer auch ein Ausdruck seiner Hoffnung und seiner Liebe, nie das Zeichen hilfloser Verlorenheit.
(Geschichte nach: R. Strunk, Totensonntag, in: Helle Tage, dunkle Nächte, S. 94-106, gekürzt und geändert)

Liebe Gemeinde, viele unter uns gehen durch die schwere Wochen der Trauer. Möge dieser Weg niemals ganz hoffnungslos werden. Mögen wir alle diese Hoffnung in unserem Leben zu buchstabieren lernen: *... so werden wir bei dem Herrn sein allezeit. So tröstet euch mit diesen Worten untereinander.* Amen.